

Die Lauwiser und ihr See : Erzählung aus den Jahren 1831 bis 1836 [Fortsetzung folgt]

Autor(en): **Küchler-Ming, R.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **53 (1949-1950)**

Heft 17

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669587>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Erzählung aus den Jahren 1831 bis 1836

Von R. Kuchler-Ming

17

Sie hat die letzten Worte ihres Mannes noch gehört. Ob die Männer jetzt auch aufs Holzfällen und Streueischlitteln übergehen in ihrem Gespräch, sie weiß genug . . .

„Du wirfst dich doch nicht für den Gäßlipeter einhängen wollen?“ fängt die Frau mit dem Weibel zu rechten an, während die Stiege noch kracht unter den Schritten des geplagten Freundes.

„Ich kann ihn nid erwürgen lassen,“ entschuldigt sich der Weibel.

„Aber uns dann wohl!“

„Wir haben immer noch das Nötigste.“

„Wie lang noch, wenn's du so weiter treibst?“

„Soll der arm Peter mit Weib und Kindern auf die Gasse?“

„Ist's gscheiter, wenn du mich und deine Kinder um Haus und Heimen bringst?“

„So schlimm ist das nid.“

„Aber es wird's noch. Du rechnest nid und wirfst alles deinen verrückten Plänen nach.“

„Red nid so, Mutter! Du verstehst die Sach nid. Wenn's mit dem Seewerk auch ein bißchen länger dauert, es gelingt. Und du wirfst sehen, was das für ein Vorteil wird für unsere Gmeind . . .“

„Für die Gmeind! Meinetwegen! Aber für uns, Vater, was bleibt für uns und für unsere Kinder? Du steckst ja doppelt so viel an Geld und Arbeit hinein, als je für uns herauschauen wird.“

„So darfst nid rechnen! Nid immer nur an den eigenen Vorteil denken. Die Lauwiser sind all unsere Brüder. Und wenn die ganz Gmeind zu Reichtum kommt, so kann's auch dem Einzelnen nid übel gehen.“

„Wenn all' so dächten wie du . . . Wenn die andern auch wie du Hab und Gut und ihre Arbeitskraft teilten, ohne an den eigenen Nutzen zu denken!“

„Wir wollen uns nid fragen, was andere denken! Wir wollen selber so denken und handeln, wie jeder soll zum Wohl des Ganzen.“

„Das könnt' nur frommen, wenn's alle so hielten. Aber die andern schoren (einstreichen) alle in' eigenen Kratten. Nur du wirfst alles hinaus . . .“

„Nid alles, Mutter! Und nid ich allein. Es sind noch viele Männer zu Lauwis, die sich für Glück und Wohlstand der Gmeind einsetzen. Auch der Peter . . .“

„Ja, ja, auch der Peter hat sich eingesetzt. Jetzt siehst, wie's geht. Und so wird's auch dir gehen.“

„Wenn das Seewerk vollendet ist, und das dauert nicht mehr lang, so gewinnen wir wieder Kredit und Zutrauen und . . .“

„Und den Vorteil haben die andern!“

„Die andern wie wir auch. Wir wollen's ihnen gönnen. Nur nid neidisch sein, Mutter. Der Neid ist der Galgen für alles Bauernglück.“

„Ich bin nid neidisch! Ich gönne jedem, was ihm gehört. Aber daß du dich und uns alle blutt (nackt) ausziehst, daß die andern unsere Huden anlegen können, das ist übertrieben. Uebertrieben, wie alles, was du machst. Du übertreibst es mit Geben, übertreibst es mit Hilfen, übertreibst es mit Schaffen, emal wenn's für andere Leut ist. Uebertreibst es mit deinen Hoffnungen. O, du himmelblaues Glend! Was hast du alles schon mit großen Hoffnungen unternommen, und nichts hat dabei herausgeschaut, nichts als dein Schaden. Was für ein Geld hast verlocket mit dem Quellengraben . . .“

„Das wär ein goldenes Werk, wenn die andern . . .“

„Wenn! Wenn! Wenn! Eben! Wenn die andern wären wie du! Das sag' ich ja. Dann möcht's gehen. Aber einer hat nicht Mark und Schmalz für alle. Du läßt dich aussaugen und auspressen von allen andern. Und dann wir!

... Was haben dann wir, ich und deine fünf armen Gosen (Kinder)?“

„Du mußt Gottvertrauen haben!“

„Gottvertrauen hab ich wohl. Aber dem, was du tust, sagt man nid Gottvertrauen. Das heiß Gottversuchen!“

„Mutter, Mutter! Jetzt übertreibst aber du!“

„'s wär gut, es wäre übertrieben. Aber wenn einer so wie du alles an seine Pläne hängt ...“

„Ein ganzer Mann steht ein für eine gute Sach, mit allem, was er hat.“

Die Tür springt auf. Der Hansli steht in der Oeffnung, eines der Kleinen an der Hand und das andere am Hosenbein.

„Soll ich den Lebkuchen in den Ofen tun?“ fragt er. „Es ist verheizt.“

„Nein, wart! Ich komme selber,“ sagt die Mutter und eilt hinaus. Ihr sonst so bleicher Kopf ist feuerrot.

„Seht! Ich hab verheizt!“ sagt der Hansli selbstgefällig.

Ja es ist verheizt! Der Bub hat die Blut säuberlich zuhinterst in den Rachelofen gestoßen, die Ofentüre und das Kamin geschlossen. Jetzt ist eine herrliche Hitze im Ofen, jetzt muß der Lebkuchen hinein.

Sie nimmt das lange Blech mit den drei runden Broten und schiebt es rasch in den Ofen. Zu jeder Seite guckt eines der Kleinen mit ihr den leckern Kuchen nach, die jetzt von der roten Blut im Hintergrund des Ofens beleuchtet ihrem Schicksal entgegensehen.

Ein Seufzer entsteigt der kummervollen Brust, während die Frau den Ofen wieder schließt. Wie oft wird sie ihren Kindern noch solche St. Niklausfreude bieten können? ... Wie oft noch, wenn's so weiter geht? ...

Wie der Weibel kummert, und warum sie zu Lauwis mit allen Glocken läuten

Hundert und hundertmal hat den Weibel seine Frau, er solle doch an seine Kinder denken und nicht auf ihr Bett und Brot hin Fremde aus dem Dreck lüpfen. Aber seine Freunde waren dem Bingweibel nie Fremde. Solang er konnte, wollte er ihnen helfen.

Seine Schuldenlast wurde immer schwerer und seine Wangen immer schmaler. Kein Wun-

der, daß er zu hüsteln anfing und die Schultern immer schlaffer hängte. Er hätte wahrlich sonst schon schwer genug gehabt, wenn er nicht nach dem strengen Tagewerk noch wöchentlich eine Nachtschicht im Stollen gefront hätte. Aber er wollte nicht hinter seinen Freunden zurückstehen. Seine Frau bat und wehrte vergebens. Erst als der Schulherr und der Pfarrer ihm Vorstellungen machten, daß ein solcher Angriff gegen die Gesundheit sündhaft sei, stand er von den nächtlichen Arbeiten ab.

Und jetzt geht er durch Haus und Stall wie eine Leiche in der Geisterstunde. Der Hansli folgt ihm oft wie ein Hündchen und trägt ihm den Milcheimer nach und holt Heu von der Boni (Heuboden) herunter und treibt die Kuh zur Tränke ... Ach, es ist nur noch eine einzige. Die andern hat der Bingweibel verkaufen müssen, um die auffälligsten Gläubiger zu beschwichtigen.

Jetzt ist der Hansli noch seine größte Hoffnung. Er ist der älteste und bei weitem der gescheiteste Schüler seines Onkels. Schier mehr Gehilfe als Schulbub. Kann er ihm doch Rechnungszettel schreiben für die Arbeiten am See, Stollen und Akten und Briefe kopieren und manche grad so gut aufsetzen als der Lehrer selber. Er ist ein großer, geschmeidiger Bub geworden, aber bleich und dünn wie eine Bohnenstange. Kein Lauwiserbub hat so weiße Hände und so saubere Fingernägel wie er. Und keiner kämmt seine Haare so glatt und fest an die Stirne, daß sie sich anschmiegen, als wären sie gemalt. Und keiner betet beim Messdienen das Confiteor so flink und exakt. Er schlägt dem Pfarrer die Tagesgebete im Messbuch auf und holt jeden Morgen das Messgewand aus dem Sakristeischrank. Denn viel besser als der Sigrift weiß er, ob rot oder weiß oder grün an der Tagesordnung ist. Und wenn ein Bauer einen Heustock kaufen will, so sagt er dem Hansli, wie viel Ellen lang und breit und hoch er ist, und im Nu hat dieser die Klasten ausgerechnet.

Aber kein Lauwiserbub wäre auch so selbstsicher in seinem Alter, daß er sogar den Erwachsenen Kinderlehren will und keiner so seckköpfig, daß er sich eher die Hände wundreiben ließe, als ein Seil loszulassen, das er einmal festzuhalten beschlossen hat.

Kein Lauwiser, nicht einmal der Mattlidof-
tor zweifelt daran, daß aus diesem Bub etwas
Besonderes werde. Der Pfarrer will einen Geist-
lichen aus ihm machen, und der Schulherr meint,
zu einem Lehrer hätte er das Zeug. Aber der
Bingweibel hat andere Pläne. Arzt soll er wer-
den. Ein Doktor. Aber ein weit gelehrterer und
tüchtigerer als der Mattlidofator, einer, vor dem
dieser selbstherrliche Pflasterlireiber sich hinter
den hintersten Dornhag verkriechen muß.

Auch heute half er wieder dem Vater und er-
zählte ihm dabei von dem alten Kaufakt der
Bärfalle, den er in der Schule aus Fetzen zu-
sammengesetzt und abgeschrieben hat. Und im-
mer wieder wollte er vom Fortschritt der Arbei-
ten drunten am Stollen reden, um den Vater
aufzuheitern. Doch dieser blieb schweigend und
hüftelte mehr denn je.

Was hat er nur, der Vater? Gestern hat er
selber noch gerühmt, wie's wacker vorwärts gehe
im Stollen, und wie gescheit es der Schulherr
angekehrt habe, den Wydischreiner zu beschwich-
tigen, der mit 's Teufels Gewalt den Spier-
andres forthaben wollte, „weil sein Agathli nicht
sicher sei vor ihm“. Und heute früh leuchtete noch
die Freude auf seinem Gesicht, als der Brun-
nerbat die Gaf hinunter ging an den Stollen,
einen roten Fetzen in der Luft schwenkte und
rief: „Den hängen wir an der List auf, heut
oder morgen ... Heut oder morgen stoßen wir
sicher in den See.“

Der Brunner erzählte dem Weibel, wie sie in
den letzten Tagen so rückig durch den harten
Fels gekommen seien. Der Bergmeister meine,
nach seiner Berechnung könnten sie jeden Augen-
blick ins Wasser bohren.

Duzendmal lief seither der Hansli an den See
hinunter und hielt Ausschau. Aber von der ro-
ten Fahne war noch nichts zu sehen.

Jetzt hat er die Milch in die Küche gebracht,
während der Vater noch einmal in den Stall
schaute, ob alles in Ordnung sei, um dann den
hölzernen Riegel vorzuschieben. Und wie er ihm
nun auf der Haustiege begegnet, ergreift er ihn
an der Hand und bittet: „Komm, Vater, wir
wollen hinuntergehen.“

Dieser schüttelt den Kopf. „Geh' du allein!“
Dann steigt er die Treppe hinan.

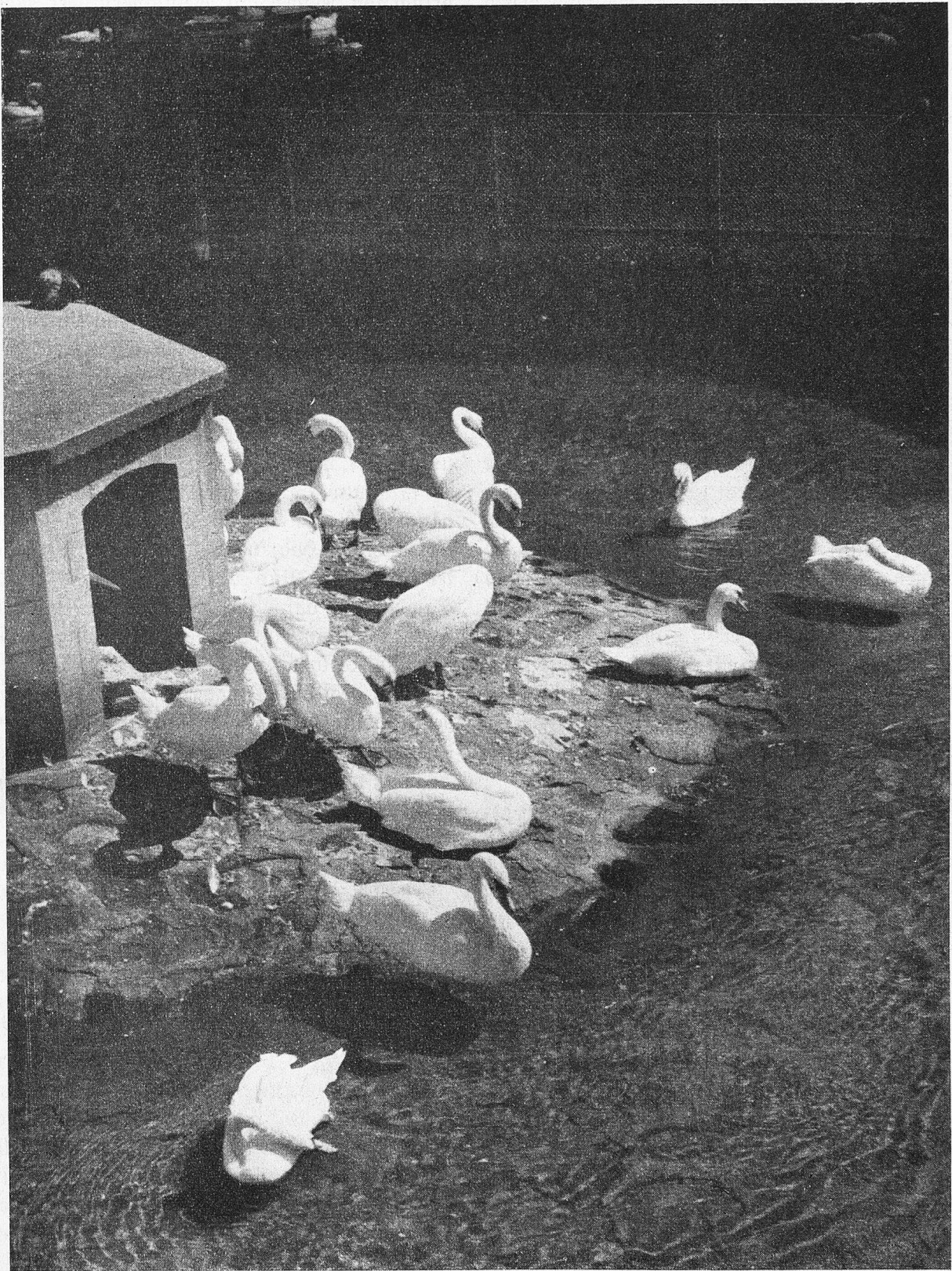
Zwei-, dreimal bleibt er stehen, wo er's sonst
in zwei Sprüngen nahm. Auf dem Vorlauben-
bänklein setzt er sich nieder. Was will er hinein
in die Küche? Dort geht das Sammern seiner
Frau wieder los und das Betteln: er solle doch
zum Doktor gehen. Nein. Er geht nicht zum
Doktor. Er versteht sich selber auf Wurzeln und
Kräuter und heilende Dämpfe. Der Mattlidof-
ator muß ihm nicht kommen. Und da, wo's ihn
am meisten drückt, würde er doch nicht helfen.

Noch drei Wochen, und dann muß es sich ent-
scheiden. Dann steht der Gnadenzeiger still.
Wenn bis da der Fels noch nicht durchbohrt und
der See noch nicht gesenkt ist, dann wird der
Firssteler zu Kornigen, dem er für den Gäßli-
peter gebürgt und dann sein Heimen verpfän-
det hat, auf das Unterpand greifen. Und dann
... die andern Gläubiger ... Weiß Gott! Es
reicht nicht aus. Er muß Geldstag machen.

Er schaut dem Hansli nach, wie er die Gaf
hinunterspringt. Der arm gut Bub! Der ahnt
nicht, daß es so schlimm, so halbsbrecherisch ab-
schüssig steht um all sein Glück. Wie oft hat er
ihm versprochen, er wolle die letzten Bazen zu-
sammenklauben, um ihn studieren zu lassen!
Und jetzt, wo soll er ihn noch nehmen, den aller-
letzten Bazen, wenn nicht im Stollen unten end-
lich der glückliche Vorstoß seinen Kredit wieder
flüssig macht? Seine letzte Hoffnung hatte er
noch auf den Erlös aus seinen zwei Seeaktien
gesetzt, die er einem reichen Luzerner Herrn zum
Kauf angeboten hatte. Aber heute kam die Ant-
wort, die Arbeiten am Seestollen haben sich schon
viel zu lang verzogen, als daß man noch auf
einen guten Erfolg hoffen könne. Er verzichte
auf diese Papiere. Aus dem Erlös hätte er zin-
sen können und wieder auf Monate hinaus
Ruhe gehabt. Nun ist auch das wieder nichts.

*

Der Hansli springt an Pfarrhaus und Kirche
vorbei zum Kaiserstuhl hinunter. Wenn er nur
den Stollen noch erreicht, eh sie Feierabend ha-
ben und auseinandergestoben sind! Er muß und
muß dort unten etwas von einem guten Schuß
oder ausgiebigen Vorstoß vernehmen, wenn's
auch noch nicht der völlige Durchbruch ist, wenn's
nur dem armen Vater Freude macht!



Sommerliches Idyll in der Schwanenkolonie

Mehr als hundertmal ist er während diesen drei Werkjahren mit dem Vater da hinuntermarschiert. Meist ist der Onkel Schulherr mitgekommen. Oft auch der Kaufmann aus Schattigen. Aber seitdem sich die Männer einmal gestritten hatten über die Tauglichkeit der Bohrlöcher und der Vater an deren Statt einen Schacht und eine große Mine vorschlug, ging er seltener mehr hinunter. Denn der Werkführer hatte seinen Vorschlag verspottet und auf den Bohrlöchern beharrt.

Aber heute, heute! Daß er heute nicht mitkommt, wo sie doch die Siegesfahne schon bereit haben! Der Hansli läuft über die vom lauen Frühjahrsregen aufgeweichte Straße dem steilen Hügel entlang, der schier polzgerade in den Lauwisersee abstürzt. Der Buchwald über ihm ist aufgegrünt. Doch er hat nicht Zeit, sich darnach umzusehen. Das Immergrün am Waldrand, das er sonst so aufmerksam beobachtet, hat die blauen Himmelssterne geöffnet. Doch er sieht es nicht. Und er merkt es auch nicht, daß die Vöglein rings umher diesen Abend ganz besonders fröhlich zwitschern. Er eilt und eilt nach der freudigen Nachricht für seinen Vater.

Wie er die Steilauwi hinter sich hat, sieht er am nächsten Rank ein Fuhrwerk daherkommen. Der Sternenbalz, sein Freund.

Der Balz fährt stolz und freudig allwöchentlich mit des Vaters Wagen ins Unterland und

bringt ihn beladen mit Weinfässern oder Mehlsäcken zurück. Der braune Gaul trabt gemütlich daher. Er hat schwer genug keuchen müssen den Kaiserstuhl hinan. Jetzt läßt ihn sein Herr den ringern Weg genießen.

Wie der Balz dem Hansli nahe kommt, hält er den Gaul an, nimmt die leere Pfeife aus dem Mund, stäubt sie noch völlig aus und zieht den ledernen Tabaksack hervor.

„Großartig!“ denkt der Hansli. Dieser herrliche Besitz des reichen Wirtsohnes imponiert ihm mächtig. Eine eigene Pfeife und ein eigener Tabaksack, und wahrlich nicht ein leerer! Wer so dreinfahren kann! Und sein armer Vater hat sich lang, lang schon kein Pfeifchen mehr gegönnt. Der Balz braucht nur in die Tasche zu greifen, und er hat, was ihn gelüftet. Kein Wunder, daß er so mutwillig dreinschaut. An die Hoffart hängt er zwar nicht viel. Der Kittel ist zerknittert und das Haar verworren wie ein verhagelter Kornblätz. Und um das Kinn stehen die Barthaare so dünn, wie der Wald droben an der Such. Da kann die Sternenvirtin lang Kamm und Bürste bringen und ihren Bub bitten, er solle sich doch hübsch machen, solle zum Barbier gehen, sollte den besseren Kittel anziehen und den weißen Kragen und die seidene Halsbinde . . . Daß man ein Roß striegelt und bürstet, das leuchtet ihm ein. Aber er ist kein Roß.

(Fortsetzung folgt)

Reif werden

Das Leben grüsst mich, schlicht und klar,
Hält meine Hand in seiner Hand.
Ich werde nun gewahr:
Was Umweg und was Irrweg war,
Das hat jetzt Sinn und hat Bestand.
Es wird mir deutlich ganz und gar,
Dass meine bitterlichste Not
Mir nützlich und gedeihlich war,
Ein nahrhaft gutes Brot.

Emil Schibli